

lungen. Auch werden sie nicht als Zeichen einer Religion verlangt, sondern als staatsbürgerliche Handlungen, ohne jemanden zwingen zu wollen, dadurch seine Anhängerschaft an die Religion kundzutun, aus der diese Handlungen hervorgegangen sind. Der Brief weist dann weiter hin auf die verschiedenen Erklärungen der japanischen Regierung, vor allem auf die oben erwähnte Antwort, die das Unterrichtsministerium auf die Anfrage des Erzbischofs von Tôkyô gab. Ferner darauf, daß der Staatshintô dem Innenministerium unterstehe und nicht dem Kultusministerium, wie die religiösen Gemeinschaften; ferner auch, daß durch das Gesetz vom 3. August 1899 jeglicher religiöser Unterricht und alle religiösen Zeremonien an Schulen und Universitäten verboten seien, woraus man folgerichtig schließen könne, daß die Feiern an den staatlichen Schreinen, an denen die Schulen teilnehmen müssen, nicht religiöser Natur seien. Nach diesen Erwägungen hat die Kongregation in feierlicher Sitzung am 18. Mai 1936 folgende Richtlinien gegeben: Die Priester mögen ihre Gläubigen belehren, daß die Zeremonien an den staatlichen Schreinen nach den Erklärungen der Regierung und nach der Überzeugung der meisten Gelehrten rein staatsbürgerlichen Charakter hätten, und daß die Katholiken ihnen beiwohnen und sich genau wie die andern Mitbürger dabei verhalten könnten, nur sollten sie, wenn es nötig sei, ihre Ansicht klar dartun. Durch dieses Schreiben ist die Stellung der katholischen Kirche zum Staatshintô klargestellt.

Zusammenfassend können wir vom Shintô sagen, daß er als Staatshintô alle Japaner umfaßt und Ausdruck ihres völkischen Fühlens und Denkens ist. Die beiden Grundeigenschaften des japanischen Volkes, die Treue zum Kaiser und das Verbundenwissen mit den Vorfahren, haben hier ihren passenden Ausdruck gefunden. Als Religion, als Heilslehre für den einzelnen Menschen, besteht der Shintô in den verschiedenen religiösen Sekten weiter.

Johann Martin Moye Missionar in China 1772—83

Von P. Gerard Oesterle O. S. B., Rom, S. Anselmo.

Georges Goyau, Mitglied der Akademie, verfaßte im Jahre 1937 ein lehrreiches Buch über die segensreiche Missionstätigkeit, welche Johann Martin Moye von 1772 bis 1783 in China ausgeübt hat¹. Man wird nicht ohne Nutzen neben einem kleinen

¹ Jean Martin Moye, Missionnaire en Chine 1772—1783. Un devancier de l'œuvre de la Sainte-Enfance, Paris 1937.

Lebensbild des Missionars auch sein Urteil über die Chinesen vernennen und seine Missionsmethode kennenlernen.

1. Lebensbild. — Johann Martin Moye ist 1730 zu Cutting in Lothringen von einfachen, aber echt christlichen Eltern geboren. Nach den humanistischen Studien besuchte er die Universität von Pont-à-Mousson und das Seminar von Metz. Im Jahre 1754 zum Priester geweiht, war sein stetes Bestreben, dem Heilande am Kreuze ähnlich zu werden. In diesem Sinne legte er sich täglich ein Bußwerk auf und war vom Donnerstagabend bis Freitagnachmittag ganz in das Leiden Christi vertieft. Nach Ausübung der Seelsorge und nach Gründung der Vereinigung der Schwestern von der Vorsehung (de la Providence) entschloß er sich im Jahre 1769 für die Missionen. Im Pariser Seminar für auswärtige Missionen bereitete er sich durch ein strenges, bußfertiges Leben auf die Mühen des Missionslebens vor. Im November 1771 schiffte er sich mit einem anderen Priester aus Metz, namens Steiner, nach Asien ein und gelangte nach einer beschwerlichen Reise unter dem chinesischen Namen „Mei“ nach Tchen-tou-fou, der Hauptstadt von Set-choan. Doch konnte er nicht lange dort bleiben; er mußte der Verfolgung weichen und begab sich zu seinem Apost. Vikar, Mgr. Pottier, einem „wahrhaft goldenen Priester trotz des einfachen Brustkreuzes aus Holz“. Moye erlernte sehr leicht die chinesische Sprache und verfaßte in ihr nicht nur Gebete und Bücher, sondern führte sogar die Chinesen in das Verständnis ihrer Sprache ein. Der Apostol. Vikar überwies dem Missionar den östlichen Teil von Set-choan, wo etwa 2000 Christen ohne Priester zerstreut lebten. Doch bereits im Jahre 1774 wurde Moye verfolgt und für 10 Tage in den Kerker geworfen; aber bei allen Leiden der Verfolgung erlebte er die Bekehrung hervorragender Persönlichkeiten, erbaute sich an der Standhaftigkeit der Christen im Kerker und an dem apostolischen Wirken zweier Frauen aus der Familie Sen. In den Jahren 1775 und 1776 unternahm er neue Missionsreisen. Er taufte 80 Erwachsene, darunter auch jene Frau, die ihn früher verraten hatte; mit Freuden vernahm er, wie 8 Christen der Einladung zum Abfall widerstanden, obwohl sie soeben erst aus dem Exil zurückgekehrt waren. Eines Tages wurde Moye von der Polizei erkannt; einer sagte dessen christlichem Begleiter: „Was? Euer Lehrer ist trotz der erlittenen Verfolgung wieder in unser Gebiet zurückgekehrt?“ Der Katholik antwortete: „So wird es sein bis ans Ende der Welt; der christliche Glaube hat nichts an sich, was tadelnswert ist.“ Nach einer Missionstätigkeit von 18 Monaten konnte der Missionar in einem Briefe an seine

Freunde vom 22. April 1775 seine Tätigkeit also schildern: „Das Leben eines Missionars ist ein schönes Leben; er ist losgelöst von allem, er irrt da und dort herum; er ist allen Gefahren ausgesetzt; seine einzige Stütze ist Gott; er duldet alles, um Gott zu ehren und die Auserwählten zu retten; er stirbt im Geiste jeden Tag und sieht fortwährend die Gefahren des Lebens; er ist jederzeit bereit, sich selbst zu opfern, nachdem er bereits alles andere geopfert; er erfreut sich in diesem fremden Lande himmlischer Tröstungen, die Gott denen gibt, welche auf Bequemlichkeiten verzichten und sich allen Unbequemlichkeiten des Lebens aussetzen; er liebt seinen Beruf und zieht ihn der Papst- und Königswürde vor. Man macht die Erfahrung, daß die rein natürliche Auffassung des Lebens die Seelenkräfte entnervt; die übernatürliche Einstellung dagegen kräftigt das Seelenleben wunderbar und erhebt den Menschen in dem Maße zum Himmel, als er sich von der Erde losmacht. Im Schoß der Familie und des Vaterlandes sowie im eigenen Heim: wie viele Lockungen reizen die Natur, wie viele Fesseln hindern Herz und Seele am Aufstieg? Brechen Sie, meine teuren Freunde, diese Fesseln, fliegen Sie auf und nehmen Sie den Flug zu uns! Wer wird mir Flügel geben gleich einer Taube, damit ich auffliege und ruhe?“ Moyer war der geborene Missionar. In allen Christengemeinden, in denen er die Seelsorge ausübte, herrschte eine stramme Disziplin in religiöser wie moralischer Beziehung. In 18 Monaten hatte er 1500 Heiden getauft, mehr als 100 Apostaten der Kirche wieder zugeführt und 30 Jungfrauen dem Dienste Gottes geweiht. Als er im Sommer 1776 zum drittenmal in das Gebiet von Kouy-tcheou eindrang, wurde er entdeckt, die Heiden kamen wie „brüllende Löwen“ auf ihn zu; aber es gelang ihm zu entkommen. Er erhielt auf dieser Missionsreise den Eindruck, daß der geistige Zustand der Mission von Kouy-tcheou „sehr gut“ war. Die Verfolgungen der Behörden und der ungläubigen Familienangehörigen scheiterten an der Unbeugsamkeit der Christen. Sie erklärten voll Glaubensmut: „Schlaget, tötet; ich werde immer Christ bleiben; ich kann das Gute nicht zum Bösen wenden.“ Moyer kehrte ein viertes Mal in dieses Gebiet zurück; dann aber erlaubte seine Erschöpfung keine Rückkehr mehr. Ein Missionar, so pflegte Moyer zu sagen, kann nicht lange leben; und in Wirklichkeit mußte der Apost. Vikar bereits im Jahre 1775 einem Glaubensboten schreiben, daß Moyer gefährlich, ja sterbenskrank war; er erhielt bei dieser Gelegenheit folgendes Lob: „Seit der Ankunft von Moyer im östlichen Teile der Mission bringt dieser Teil viele Frucht hervor. Der Arbeiter im Weinberge des Herrn

ist von einem unermüdlichen Eifer; er ruht weder im Sommer noch im Winter; er ist fortwährend unterwegs; auf sein Leben und seine Gesundheit achtet er nicht.“ Der Missionar wurde so schwach, daß er mit dem Tode rechnete. Der Apostol. Vikar konnte nicht umhin, die Gründe für eine Rückkehr nach Europa anzuerkennen. Nachdem Moyer 1783 noch einzelne Ortschaften seines Bezirkes besucht und Abschied genommen hatte, trat er die Rückreise nach Frankreich an; er kam im Juni 1784 nach Paris und arbeitete unablässig für die kirchlichen Interessen Chinas. Er war der erste, welcher in seiner Heimat Cutting eine Missionsschule zu errichten gedachte; doch die französische Revolution hinderte ihn daran; diese zwang ihn auch, seine Heimat zu verlassen und in Trier eine Zuflucht zu suchen; dort pflegte er die typhuskranken Soldaten, bis er selbst der Epidemie am 4. Mai 1793 im Alter von 63 Jahren erlag. Es wurde ihm vom späteren Martyrer Dufresse folgendes Lob gespendet: „Moyer gehört zu den eifrigsten Missionaren, welche man in dieser Provinz gesehen; durch das Feuer seines Eifers, durch seine frommen Werke, durch seine Arbeit und sein Beispiel brachte er es in zehn Jahren seiner Missionstätigkeit fertig, die Christen an ein Leben des Gebetes zu gewöhnen.“ Und im Jahre 1847 erklärte der Apostol. Vikar von Set-choan, wo einst Moyer gewirkt: „Moyer ist wirklich ein Heiliger; in zehn Jahren hat er mehr zustande gebracht, als einige Missionare zusammen in 30 bis 40 Jahren“.

2. Charakter der Chinesen. — Der Apostolische Vikar Pottier schilderte seinem Provikar Moyer die Chinesen seiner Zeit also: „Sie verrichten gerne lange mündliche Gebete; aber nur ungerne nehmen sie eine ernste Abtötung auf sich; noch schwieriger gestaltet sich ihre Beharrlichkeit im Guten. Wagemutig, wenn alles im Frieden ist, sind sie ängstlich am Tage der Gefahr. Sie lassen sich leicht zur Annahme des Glaubens bestimmen, aber sie sind unbeständig und ohne Begeisterung für das Gute; sie gehorchen nur insoweit, als die Autorität sich hart und streng zeigt.“ Der Provikar fand diesen Kleinmut der Chinesen bald bestätigt; er sah sich veranlaßt, in einem Versammlungssaal der Christen die Inschrift anbringen zu lassen: „Die Kleinmütigen haben keinen Anteil am Himmelreich“. Er schilderte die chinesischen Männer — Ausnahmen gab er zu — als Leute, die sich mit ihrem Handel, mit den Eitelkeiten der Welt, mit Anliegen niederster Ordnung beschäftigen; sie sind unentschlossen, furchtsam, sie suchen stets Vorwände, um sich am Guten vorbeizudrücken. Ihre gewöhnliche Ausrede war: Das ist nicht möglich. — Am 5. Oktober 1775 schrieb Moyer: „Die Chinesen haben keine

Nächstenliebe; sie kennen nur Eigenliebe“; aber er fügte sofort bei: „die Frauen sind eifriger und besser“. Nach dreijähriger Tätigkeit entwarf Moye dem jungen Missionar Hamel folgendes Bild über die Chinesen: Die Fehler der Nation sind folgende. Der Hauptfehler ist dieser: Sie plaudern gerne und verlieren dabei die kostbare Zeit. Sodann sind sie furchtsam und unfähig, etwas für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu unternehmen. Handelt es sich um ein gutes Werk, z. B. um die Taufe eines Kindes, dann erhält man die Antwort: Die Entfernung ist zu groß; ich kann nicht dahin gehen. Fragen Sie dann nach der Entfernung, so antwortet er: zehn li, fünf li (zehn li sind eine Meile). Aber um sich zu unterhalten und Tee zu trinken, machen die Leute 100 li. Die Chinesen haben Geist und verstehen leicht; aber sie besitzen wenig Urteilskraft und Klugheit, um das Richtige herauszufinden. Überlegt der Chineser eine Sache und stehen 100 Gründe für die Ausführung einer Tat, dann wird schon der kleinste Grund ihm genügen, ihn zur Unterlassung der Handlung zu bestimmen. Schon bei der kleinsten Gefahr verliert der Chineser den Kopf und hat dann nur noch ein Mittel und eine Hoffnung: die Flucht. Ferner ist der Chineser leichtsinnig; die Glaubenswahrheiten werden nicht vertieft; man spricht darüber; aber sie machen keinen tiefen und dauernden Eindruck . . . Findet sich kein Missionar ein, welcher zur Vornahme religiöser Übungen drängt, dann geschieht nichts; man muß die Chinesen drängen wie kleine Kinder; man muß ihnen sagen: steht auf, kniet hin, betet. Man muß als Missionar überall dabei sein; der erste und letzte bei allen Übungen. Der Grund ist die Leichtfertigkeit ihres Geistes.

3. Frauenapostolat. — Während Moye die Chinesen im allgemeinen streng beurteilte, waren es die Frauen und Jungfrauen, auf welche er seine schönsten Hoffnungen setzte. Die Frauen, so schrieb der Missionar an einen Bekannten, scheuen weder die rauhen Pfade des Gebirges, noch die langen Wege, ebensowenig die Verfolgungen und den Tod, wenn es gilt, den Namen Jesu Christi den Heiden zu offenbaren. So trat ein Mädchen von zwölf Jahren bei einem Heiden für das Christentum ein und erklärte ihm: Du mußt ein Christ werden, nicht um der Ehren und irdischer Vorteile willen, sondern um der Ehre Gottes und des Seelenheiles willen. Eine Frau von zwanzig Jahren, namens Monika Sen, verteidigte den Glauben gegen einen Gelehrten, gründete in Houan-tse eine Christengemeinde, verkündete vor 800 heidnischen Frauen das Evangelium, ging mit ihrem Manne bis zu den äußersten Grenzen von Junnan, um für das

Reich Christi zu wirken. Ihre Schwester Luzia bildete sich ebenfalls zum Apostel aus, bekehrte einen einflußreichen Mann der Wissenschaft, welcher bald darauf vor den Richtern seinen Glauben verteidigte und bekannte. Infolge dieser Wirksamkeit der Frauen beherrschte der Gedanke an das Frauenapostolat in China immer mehr und mehr den Geist des Missionars.

4. Die chinesischen Jungfrauen. — Moye vertrat den Grundsatz: Die heidnische Frau muß durch die christliche Frau missioniert werden. Im Jahre 1744 hatte der Apostol. Vikar Martillat ein Institut christlicher Jungfrauen in China gestiftet, aber es trug mehr kontemplativen als apostolischen Charakter. Die Jungfrauen waren zur Klausur in der eigenen Familie verpflichtet; daher waren sie für Unterricht und Werke christlicher Caritas weniger geeignet. Ganz andere Absichten trug unser Missionar. Bereits im Jahre 1773 schrieb er: „Ich wünsche gar sehr, daß für die christlichen Knaben und Mädchen Schulen errichtet werden, in welchen die Jugend in der Frömmigkeit und in den verschiedenen Wissenszweigen unterrichtet wird“. Sechs Jahre hindurch betete, fastete und kasteite er sich, um in dieser Frage die Pläne der göttlichen Vorsehung zu erkennen. Endlich glaubte er den Willen Gottes erkannt zu haben und gründete die Genossenschaft der chinesischen Jungfrauen, vor allem in der Absicht, Schulschwestern heranzubilden. Die Erfahrung bestätigte seinen Plan; kaum sind die Kinder unter der Leitung einer christlichen Schulschwester, so bemerkt man in deren Benehmen eine geradezu wunderbare Veränderung. Am 29. April 1784 richtete die Propaganda ein Schreiben an den Apostol. Vikar Pottier, in welchem das Institut der chinesischen Jungfrauen anerkannt wurde; zugleich gab die Kongregation einige Richtlinien; die hauptsächlichsten sind: Die Jungfrauen dürfen das Gelübde der Jungfräulichkeit erst ablegen nach dem 25. Lebensjahre, und zwar jeweils nur auf 3 Jahre; für den Unterricht der Kinder sollen womöglich nur Jungfrauen von mehr als 30 Jahren verwandt werden; endlich wird Vorsicht geboten gegenüber der Männerwelt und den Heiden. Die Gegenwart bezeugt, daß Moye seine Zeit und ihre Bedürfnisse erkannt hat und ihnen weit vorausgeeilt ist.

5. Die Volksbücher. — Moye hielt viel auf längere Gebetsübungen aus folgendem Grunde: ohne diese Übung schwätzen die Chinesen den ganzen Tag. Aber es bestand noch eine Schwierigkeit; alle Bücher für die Christen in China waren in der Sprache der Gebildeten geschrieben; diese Sprache aber wurde von dem gewöhnlichen Volke kaum verstanden; infolgedessen war es für seine religiöse Ausbildung einzig auf das lebendige

Wort des Missionars angewiesen. In der Zwischenzeit, da die Christen auf sich selbst angewiesen waren, war das schlichte Volk zum geistigen Darben verurteilt. Moye beseitigte diesen Übelstand. Er verfaßte für seine Mission Bücher religiösen und moralischen Inhaltes in der Volkssprache, die heute noch in China von Bedeutung sind; bei anderen Büchern, die teilweise in ganz China eingeführt wurden, hat er ebenfalls mitgewirkt.

6. Kindertaufe. — In den Jahren 1778—80 herrschte in China eine furchtbare Trockenheit, eine ebenso große Hungersnot und beiden folgte die Pest. Im kinderreichen China sahen die Missionare, wie gerade unter den Kindern der Tod wütete; sie suchten daher ihnen die Pforten des Himmels zu öffnen. Doch da stellte sich die theologische Schwierigkeit ein: Wieweit sind die Missionare verpflichtet, den Kindern die Taufe zu spenden? Wieweit erstreckt sich das Recht der Missionare hinsichtlich der Kindertaufe bei einem allgemeinen Unglück und Sterben innerhalb der Mission? Jahrelang beschäftigte sich Moye mit dieser Frage; er löste sie in weitherziger Weise zugunsten der Kindertaufe. Hatte er doch vor seiner Abreise in die Mission das schöne Wort geschrieben: „Wenn ich nur ein einziges Kind taufen kann, habe ich Grund genug, mich zur Reise zu bestimmen“. Um die Taufe der Kinder zu fördern, gründete er das „Engelswerk“ (*l'œuvre angélique*), das als Vorläufer des Kindheit-Jesu-Vereins angesehen werden muß. Die Verhältnisse in dem Vikariat von Set-choan, das etwa so groß war wie Deutschland, lagen also: Im Jahre 1770 wurden nur 68 Kinder getauft, im folgenden Jahre nur 77. Als Moye in die Mission kam, bemerkte er, daß viele Christen vor ihrer eigenen Tür die Heidenkinder ohne Taufe sterben ließen. Zur Entschuldigung erklärten sie: „Die Kinder kommen vielleicht mit dem Leben davon; werden sie getauft, dann erfahren sie später vielleicht gar nichts von der Taufe.“ Der Lazarist Collet, welcher als Autorität galt, vertrat den Grundsatz: Man darf ohne Unterschied alle Kinder in Todesgefahr taufen, an deren Aufkommen man, moralisch genommen, zweifeln muß. Als nun Moye in die Mission von Set-choan kam, wuchs seit 1774 die Zahl der Kindertaufen, besonders als das Unglück über China hereinbrach; denn es starb im Gebiete des Vikariates etwa eine Million Chinesen an Hunger. Moye schätzte die Zahl der Kindertaufen in den Jahren 1778 und 1779 auf 30 000. Als aber Hunger und Pest ihr Ende gefunden, tauchte die Frage der Kindertaufe von neuem auf. Moye glaubte, daß Gott alle Kinder zur Taufe berufen hat; er hielt das Recht, welches man den Eltern zuschrieb, nämlich die Taufe ihrer

Kinder zu hindern, für barbarisch und grausam. Eine Profanation des Taufsakramentes schien ihm nicht als sicher gegeben; denn ein guter Teil der Kinder sterbe vor dem Gebrauche der Vernunft; zudem könne der Missionar eine Liste der Täuflinge halten und später auf die katholische Erziehung bedacht sein. Die Missionare aber hielten Moye die römischen Dekrete entgegen, welche von „in periculo vitae, quando mors imminens videtur“ sprachen. Unser Missionar meinte, diese Worte seien „benigno sensu“ auszulegen; man könne ja „periculum vitae“ auch in weiterem Sinne nehmen. Bei einer bevorstehenden Schlacht, bei einem Schiffbruch dürfe man doch alle ohne vorherige Ohrenbeichte von allen Sünden und Zensuren lossprechen. Der Apostol. Vikar Pottier gestattete „indifferent“ die Taufe jener Kinder, die von armen Eltern abstammen, da in diesen Reihen eine sehr große Sterblichkeit herrscht. Die Propaganda, welcher die Frage vorgelegt worden war, antwortete am 15. Februar 1781: Nur „in articulo mortis“ dürfen die Heidenkinder ohne Zustimmung der Eltern getauft werden; articulus mortis ist nicht gegeben, wenn Hungersnot, Pest, Armut der Eltern viele Kinder mit dem Tode bedrohen. Die Kinder müssen „in individuo“ von der Pest oder einer anderen schweren Krankheit befallen sein, die sie tatsächlich der Todesgefahr aussetzt. Doch nach einem Jahrhundert hatte sich die Praxis der römischen Kurie gemildert (S. C. S. O. 18. Juli 1894). Und can. 750 C. I. C., richtig verstanden, vertritt genau die Ansicht von Moye.

7. Soziale Tätigkeit. — Moye dachte mit Sorgen an die sozialen Verhältnisse Chinas, welche den Fortschritt des Missionswerkes hemmten. Es war manchmal für die Christen schwer, Ländereien zu pachten; denn die heidnischen Grundbesitzer hatten folgenden Gedankengang: die Christen sind stets der Gefahr einer Verfolgung ausgesetzt; tritt sie wirklich ein, dann können sie weder die Felder ruhig bebauen, noch den Pachtzins pünktlich bezahlen. Daher forderte Moye reiche Christen auf, Grundbesitz zu erwerben und ihn den neubekehrten Christen zu verpachten. Ja, eines Tages schrieb er nach Metz die Bitte, eine Sammlung zugunsten christlicher Pächter in China zu veranstalten. — Eine andere soziale Not bedrückte unseren Missionar. Als er in Set-choan ankam, war er erstaunt über die moralische Verderbtheit und soziale Schädlichkeit eines Vertrages, der in China unter dem Namen Pfandvertrag ganz üblich war, sogar bei den Christen. Der Pfandvertrag spielte sich folgendermaßen ab. Wenn ein Grundbesitzer sich Geld verschaffen wollte, sei es für ein Handelsgeschäft, sei es für einen anderen Zweck, so

wandte er sich an einen Kapitalisten; dieser lieh ihm eine Summe, welche zu den Einkünften aus der unbeweglichen Habe in einem bestimmten Verhältnis stand; der Grundbesitz ging als Pfand an den Gläubiger über, und zwar so lange, bis die geliehene Summe zurückgezahlt war. In der Zwischenzeit genoß der Gläubiger vollständig die Einkünfte des so verpfändeten Gutes und alle Früchte desselben; der Schuldner dagegen, weil rechtlicher Eigentümer, mußte alle Steuern zahlen und hatte zudem alle öffentlichen Lasten für den Besitz zu tragen. Auch wenn die Einkünfte aus dem verpfändeten Eigentum größer waren als die Kosten des Unternehmens, als der Lohn für die Arbeit, um die es sich handelte, als die garantierten Zinsen, so blieben dennoch jene Einkünfte Eigentum des Kapitalisten. Der Schuldner selbst aber mußte, um sich der Schuld zu entledigen, die volle geliehene Summe zurückbezahlen. Wurde er zahlungsunfähig oder weigerte er sich, die Schuld abzutragen, so verblieb seine unbewegliche Habe dem Gläubiger, obwohl der Wert des Grundbesitzes zwei- bis dreimal größer war als das geliehene Kapital. Moyer beurteilte den Vertrag also: Er steht im Widerspruch mit dem natürlichen und göttlichen Rechte; er verletzt die Gerechtigkeit und Liebe. — Auf dem flachen Lande war ein anderer wucherischer Vertrag eingebürgert. Der Missionar verlangte von Christen Restitution der Wucherzinsen; trotz der großen Schwierigkeiten setzte er sich dabei über alle menschliche Furcht hinweg und vertraute auf Gott. Es kostete die Christen große Überwindung, sich den Weisungen des Missionars zu fügen; doch Gott unterstützte seine Worte durch auffallende Zeichen. Es hatte zunächst den Anschein, daß die Verpflichtung zur Restitution der Wucherzinsen der Ausbreitung des Christentums schaden würde; aber das Gegenteil trat ein. Die Heiden gewannen Achtung vor der katholischen Kirche; die Neugetauften staunten über die Uneigennützigkeit der Missionare, welche die Restitutionssumme den übervorteilten Heiden zuwandten.

Nicht alle Missionare waren mit dem Vorgehen Moyes einverstanden; auch die Apostol. Vikare Chinas waren in ihren Ansichten geteilt; der Vikar von Nanking hielt diese Art von Verträgen in China für erlaubt; jener von Tonkin erklärte sie als Wucherverträge und verpflichtete die Wucherer zur Restitution; der Bischof in Chen-si meinte, vom spekulativen Standpunkte aus sei der Vertrag wohl unerlaubt, im praktischen Leben könne er geduldet werden. Pottier von Set-choan gebot seinen Missionaren, den status quo zu beobachten bis zur Entscheidung Roms; Moyer durfte auf seine Bitten hin die strenge Praxis befolgen, und Gott

segnete sie in sichtbarer Weise: die Sünder bekehrten sich, die Lauen wachten auf; die Heiden kamen in Menge, um in die Kirche aufgenommen zu werden. In dem Bezirke unseres Missionars fand man eine größere Zahl eifriger Christen als im ganzen Restteil der Mission zusammen. Auch die Propaganda trat 1778 der Ansicht des Missionars bei.

8. Einheimischer Klerus. — Im Jahre 1777 hielten die Missionare unter dem Apostol. Vikar eine Konferenz; dabei kam auch die Frage des klerikalen Nachwuchses aus den Eingeborenen zur Sprache. Es wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, einheimischen Klerus heranzubilden. Obwohl die auswärtigen Missionen ein Generalseminar in Pondichéry hatten, war Moye gegen die Erziehung des chinesischen Klerus in diesem Seminar. Er fürchtete, der Klerus könne mit seiner Wissenschaft Mißbrauch treiben und Häresien hervorrufen. Wenn in Zukunft in China Häresien auftauchen, so schrieb er 1779 an die Propaganda, so wird das Übel nur von den chinesischen Zöglingen und Priestern kommen, die von Dünkel und Gewinnsucht geleitet werden; deshalb verpflichtete er den chinesischen Klerus, dem Papste mit unverletzlicher Treue anzuhängen; er wollte damit, wie er am 12. April 1782 nach Rom schrieb, in Zukunft Häresien und Schismen zu vermeiden suchen. Er meinte, es ist tatsächlich aller Grund zur Furcht vorhanden, daß später die Chinesen, stolz auf ihre Zivilisation, sich von der römischen Kirche trennen. Gegen diese Bestrebungen müsse man immer auf der Hut sein.

Das Lebensbild Moyes und sein Wirken in China ist an unserem Auge vorbeigezogen. Moye sprach einmal von einem „ingenium sacerdotale“ des Priesters Benedikt Sen, der ihm so teuer war, und von einem anderen chinesischen Priester erklärte er: „non est inventus similis illi“. Das „ingenium sacerdotale“ dürfen wir auch Moye nachrühmen und auch von ihm sagen: „non est inventus similis illi“.

Die ideologische und organisatorische Entwicklung des Priestermissionsbundes seit 1926

Von Joseph Peters in Aachen

Die dem Priestermissionsbund im Jahre 1926 von der Propagandakongregation gegebenen Generalstatuten¹ schienen den Weg zu einer weltweiten Entfaltung dieses Bundes zu öffnen. Sie gaben die Stütze der kirchlichen Autorität: „Die Fromme Vereinigung des Klerus für

¹ A. A. S. 1926, 230.